

Diplom

Ueber
einen Vorzug
der griechischen Sprache
in
dem Gebrauche ihrer Mundarten.

Eine
akademische Rede
zur Feyer des allerhöchsten Nahmenstages
Seiner Majestät des Königes

gehalten
in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften
am 12. Oktober 1808.

von
Friedrich Jacobs.

M ü n c h e n,
bey E. A. Fleischmann.
1 8 0 8.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in diesem den Wissenschaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeyert werden, als durch das Andenken an das, was der weise und vielgeliebte König, mit dessen Namen geschmückt er unter seinen Brüdern hervortritt, mit so mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wissenschaften auch in dem Laufe dieses Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieser Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner ist, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannichfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand seine Freude laut werden lassen, dem hier ein Verein gestiftet ist, wie in keiner andern Stadt des deutschen Vaterlandes, wo die Würde der Wissenschaft anerkannt, ihre Freyheit geschützt und jede ihrer Bestrebungen gefördert wird; wo keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert,

und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften der Huld des allgeliebten Königes sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabne Verdienste würde als die schönste Feyer dieses schönen Tages ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüth und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königes schien etwas andres zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorberern, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eignes Haupt, sondern daß sie erquicklichen Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannichfaltigem
Stoff,

Stoff, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühl, welches die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die Phantasie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht bloß, wie so manches andere, das welterobernd die geängstigte Menschheit beschäftigt hat, in der Geschichte lebt, sondern durch Kunst und Wissenschaft, als das auserwählte Geschlecht der Musen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar ist das alte Griechenland gleichsam den Grenzen entwichen, welche vormals seine freien und geistreichen Einwohner umfassen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vor dem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herabgesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theil mit ihren ehemaligen Namen genannt, schleichen traurend durch ein verödetes Land; die Götter sind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche
die

die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Thäler, dem lauschenden Ohre eines freien und empfänglichen Volkes erzählt. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklänge übrig; und sie, die vormals, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohlklang, in lockern Verbindungen, arm und eintönig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten, das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der hellenischen Vorwelt in allen Gemüthern; noch sind die Ueberbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besiz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unverstiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reiz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet, so weht auch aus seiner Sprache noch jene höhere Vollendung

ding uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüten der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen, oder den Einfluß zu würdigen, den das Studium des hellenischen Alterthums auf die neue Welt haben kann und soll; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will er erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meynt den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lange als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literarischer Cultur die ganze Nation umschlang; als sich fast alle literarische Thätigkeit auf die Ergözung und Belehrung kleiner Volksmassen beschränkte, und nur einzelne genialische Menschen, nicht aber ein ganzer Stand, an Sitten und Bildung verschieden, über jene Masse hervorragte; ein Stand, der sich, wie in andern Dingen, so auch in einer eigenthümlich gestalteten Sprache von der Menge trennte.

Denn

Denn nicht so bald hat sich unter einer Nation ein Mittelpunkt der Cultur erzeugt, nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammengethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Bald wird diese edlere Tochter der Cultur und Begeisterung das Organ aller, die wirkliche Bildung besitzen, oder sich doch, wie die vornehme Welt, an dem Schein derselben erfreuen; die Landessprache wird gemein, und verliert das Recht, sich in dem Kreise der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da sie nun bald nur in Gemeinschaft mit derber Sinnlichkeit erscheinen, und im Gebrauche immer tiefer sinken, je höher die gebildete Sprache steigt, so scheinen sie bald nur als ein Werkzeug der Belustigung, oder höchstens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt sich eine allgemeine Sprache, die keiner Provinz, sondern der ganzen Nation angehört, der obersten Gewalt, und behauptet ein ausschließendes aristokratisches Recht auf dem Gebiete der höhern Bildung. Unter mehreren Völkern ist so das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen; die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, sind verschwunden; nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten sich sogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenstände gelehrter Forschungen der Grammatiker und Geschichtschreiber.

Wenn

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war, so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigener Weise frey gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstab römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildeteste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten noch behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedicht ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verflungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. Wie aber die Epik den jonischen, so hatte sich die Lyrik den äolischen und dorischen, und die dramatische Poesie den attischen Dialect als ihr eigenthümliches Organ zugeeignet.

Bei dieser Erscheinung ist nun zweyerley zu erwägen: einmal, wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer klassischen Vortreflichkeit ausgebildet; dann aber, welches das wichtigste ist, wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch außer ihren Grenzen und über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus erhalten habe.

Was nun das erstere betrifft, so ist es aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärbar. Die verschiedenen Stämme, aus denen sie bestand, getrennt durch Sprache, Gebräuche und politische Einrichtungen, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein politisches Band unter sich; aber nie flossen sie zu gemeinsamen Staaten zusammen. Selbst in den einzelnen Stämmen stand fast jede Stadt für sich, und nur in gemeinschaftlichen Festen und feyerlichen Spielen erkannten sie sich als Zweige des nämlichen Stamms. Da war kein Herrscher und kein Beherrscher zu finden; jedes Einzelne entwickelte sich eigenthümlich und frey; jedes gestaltete sich, wie es wollte und konnte. So geschah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühl seiner Unabhängigkeit sich selbst schätzend, wie alles, was ihm eigen war, so auch seine Sprache eifersüchtig behauptete, und daß, wie Praxinoa beym Theokritos sagt

Doriern immer vergönnt war nach dorischer Weise zu reden.

Mehr als einmal wechselte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebã, später als beyde, an der Spitze der griechischen Staaten stehn, nie hat der Einfluß der politischen Ueberlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und so wie diese ohne Erfolg blieb, so auch, was weit wunderbarer ist, die Ueberlegenheit der Cultur. Der Ruhm der

joni-

jonischen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poesie und Prosa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freye Geist der attischen Sprache, obschon der jonischen auf das engste verschwistert, ungesesselt. Sie trat mit der ältern Siegerin kühn in die Schranken, und gewann tausendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schwester verwelkten. Und schon stand der Ruhm von Athen in seiner Mittagshöhe, schon war die Sprache von Attica in mannichfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoräer ihre Weisheit in dorischer Mundart, und Archytas, der edelste von allen, gab in seinen Werken der angestammten Sprache die höchste Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechischen Staaten von einander allein hinreiche, das aufgegebenes Problem zu erklären, oder daß der Nationalstolz allein dem Gebrauche der gebildeten Mundart den Eingang verboten habe. Herodotos, obgleich von dorischer Abkunft, faßte doch seine Geschichte in jonischer Prose ab; und in früherer Zeit hatte der Kumaäische Hesiodos seine Leyer nach der Tonart Homers gestimmt. Auf gleiche Weise schrieb auch der Dorier Hippokrates jonisch. Mehrere Beispiele anzuführen, würde unnütz seyn. Es ist aber hier vornehmlich das Beispiel der Dorier wichtig, weil dieser Stamm von allen der

stolzeſte, und folglich am wenigſten geneigt war, das Fremde ſich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieſer Ausnahmen auffuchen, müſſen wir noch einmal auf die erſte Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältniſſe der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung aufgelöſt iſt.

Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, müſſen wir auch das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwei Dinge aber ſind es, welche hier betrachtet werden müſſen; erſtlich, die innere Verfaſſung, deren erſtes Element in allen Staaten Freiheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren ſeine Werkzeuge. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren ſich gleich. Mochten immer einige Geſchlechter den Vorzug des Reichthums oder einer ältern und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten ſie einen beſondern Stand; und ſelbſt Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher geſtellt; in allem übrigen war ihnen auch der letzte der Spartaner gleich. Meißt auf die nemliche Weiſe und durch die nämlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinſames Gut war; durch das Beſpiel der Alten, welches alle vor ſich hatten, und durch das Leben ſelbſt, ſtanden die meiſten auf derſelben Höhe, und keine
Klaſſe

Klasse ragte über der anderen empor. Und so wie die Hallen und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Hayne, die Gesetze und Rechte allen gemein waren, dem ersten wie dem letzten, so war auch Eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geist, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die sorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterschied den Tüchtigern von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nämliche. Und so wie noch jetzt in den demokratischen Cantonen Helvetiens Eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und niemand ungestraft im Verkehr mit den Einwohnern seines Landes die angeerbte Sprache der Väter verläßt, so würde sich auch ein Bürger in den Freystaaten Griechenlands durch den Gebrauch eines fremden, wenn schon gebildeteren Dialects, gleichsam als eines selbstgenommenen Privilegiums, aller Ansprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So geschah es denn, daß da auch die Geistreichsten und Edelsten ihre Landessprache ehrten, und sie von keiner Art des Gebrauches ausschlossen, ein jeder Stamm, so bald er sich zu geistiger Bildung erhob, seine angeerbte Sprache bis zur classischen Vortreflichkeit veredeln konnte.

Das zweite, welches hier erwogen werden muß, ist die Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Sobald sich in der neuern Welt ein
Stand

Stand von Schriftstellern erhob, so war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ausgesprochen. Das geschriebene Wort wendet sich an die Welt, die Rede an die nächsten Umgebungen. Jedes bedarf also ein allgemein geltendes Organ; diese begnügt sich mit dem, was in ihrem Umkreise verstanden wird. Nun ist aber die Schriftstellerei ein spätes Erzeugniß der griechischen Cultur. Fast fünf Jahrhunderte verfloßen, ehe man die Gesänge Homers in Schriftzeichen festelte; und auch dann gingen sie lieber, ihrer ersten Bestimmung eingedenk, vom Munde zum Ohr. In einem Bürgerstaat, so lange die Verfassung in ihrer Reinheit besteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu seyn; auch der Edelste mischt sich in die Masse seiner Mitbürger; das Individuum schmilzt mit dem Ganzen zusammen; und so wie jeder sein irdisches Gut gern als ein Darlehn des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinsames scheinen, so betrachtet er auch seine geistige Errungenschaft als ein Gemeingut, dessen Ertrag zuerst und vor allem seinen Mitbürgern nützen müsse. So war ursprünglich alle geistige Mittheilung mündlich. Wie hätte sie also anders geschehen können, als in der Mundart des Volkes, dessen Geist und Gemüth bewegt werden sollte? wie anders als in den Tönen, in denen es seine ersten Ideen empfangen hatte, und mit denen es seine innersten Gefühle auszusprechen gewohnt war? So war also die älteste Poesie, so war die
älteste

Älteste Beredsamkeit schon darum nicht sowohl national, als recht eigentlich populär. Nicht jeder Schriftsteller aber will in diesem Sinne populär seyn. Je mehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliert, was doch in Griechenland zum Heil der Cultur erst spät geschah, jemehr sich der bürgerliche Sinn der Ersten und Edelsten auflöst, und das Individuum sich von der Masse sondert, desto mehr sinkt auch jene Popularität, und die Anzahl derer vermehrt sich, welche sich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach seiner Weise zu reden. Die Schrift besiegt und tödtet die Rede. Die Leyer verstummt und lebt nur noch als Symbol in geschriebenen Liedern fort; der Gesang erstirbt in dem Tonzeichen; und das lehrende Wort strebt stolz und kalt über die nächsten Umgebungen nach einer fern stehenden und zerstreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächste, was uns zu erörtern obliegt, ist die schon oben berührte Erscheinung, die mit unsern bisherigen Bemerkungen in Widerspruch zu stehen scheint; daß nemlich manche Arten der geistigen Mittheilung, wie zum Beispiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerley Weise in derselben, also in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und, was damit Eines ist, daß einige Schriftsteller in ihren Werken die Landessprache gegen eine fremde vertauschten.

Diese

Diese Anomalie, wie gemeiniglich geschieht, durch das Ansehn einiger Schriftsteller zu erklären, welche die andern an sich gezogen und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, ist zwar leicht und faßlich, aber keineswegs genügend. Denn warum wäre das Beispiel des Herodotos in der Geschichte nicht eben so wirksam geworden, als es das Beispiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den dorischen Dialect dem angestammten äolischen vorgezogen, in welchem seine Lehrerin, die treffliche Korinna, sang, und vor ihm die größten Lyriker gesungen hatten? Auch wäre in der übrigen Geschichte der griechischen Kunst eine solche Anmaaßung der Autorität durchaus ohne Beispiel. Wenn irgendwo der freye Geist sein Recht behauptete, so war es hier, wo betretene Pfade weder mühsam aufgesucht, noch ängstlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, sondern nachersand; wo nur das, was das Wesen der Kunst und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck stehende Form ward; wo vornemlich die redenden Künste, in ihrem weitesten Umfang, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weise vertrug. Schwerlich ist irgendwo der Grundsatz, daß das Reich der Kunst den Zufall ausschließe, so vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall bot, wie etwa der Chor des Drama, bald so mit dem Kunstwerk verschmolzen ward,
daß

daß es ihm, wie ein organischer Theil, erwachsen schien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Joniens gebahren werden ließ, sollte der Epopöe auf ewige Zeiten die jonische Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, sollte den sinnigen Herodotos bewogen haben, dieselbe Sprache der dorischen, die ihm angebahren war, oder der attischen, die gerade damals ihre schönsten Zweige trieb, vorzuziehn?

Wir müssen uns also nach einem andern und würdigern Grunde umsehen.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwicklung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute sie sich des mühelosen Daseyns bey schönen Festen und in feyerlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem,

was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchten sie hier vornemlich auf die Geschichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abenteuer und Irrten die Vorwelt mit Ruhm, und wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Helden: Sagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volkes heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannichfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterm poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Phantasie ein beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigenthümliche Vermaß der Epopde ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialect als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannigfaltigkeit der Formen darbietet. Wie der Hexameter sich unter allen Vermaßen am freysten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Ionismus

mus der größten und gemüthlichsten Freiheit in seinen Auf-
lösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen
desselben ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und
episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem
freien episodischen Gang nach nichts so sehr als nach objec-
tiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen
Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmal durch die
homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund
geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das,
was zusammen erwachsen war, voneinander zu trennen, oder
einen organischen Theil mit einem andern willkürlich an-
gebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte
sich in einer spätern Zeit, und in einer minder sinnlichen
Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten; und
was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es
bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ur-
sprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein atti-
sches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, son-
dern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war
und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und
Versmaaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erschei-
nung der jonischen Mundart in den Mufen des dorischen
Herodotos. So wie die Rhapsodien Homers das Epos
der Poesie sind, so ist das wunderbare und reizende Werk

Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des vielversuchten Odysseus den ganzen Umfang der damals bekannten oder geahndeten Welt, und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jener in dem reichen und klaren Gemählde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abentheuer, weise und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweisen der Völker, und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darbot, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist alles Sinnes für Analogie so beraubt, um Herodots Ionismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammen-

treffen

treffen der innern und äußern Musik, dieser ersten und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachlässigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeläugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar sich kund, daß er, die Form vernachlässigend, nur an dem Stoffe hängt, beides vereinzelt, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlor, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende, kräftig erregte Welt seiner innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, giengen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gemüth tiefer Gefühle aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinab drängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefern, gedrängtern und schwebendern Sprache,

che, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Character größerer intensiver Kraft, der sich in den volleren Lauten, den tiefern Tönen und den härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Stil eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und phantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine einseitige Vortreflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortreflichkeit ihren Mittelpunkt. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjective Einseitigkeit des lyrischen Gedichtes durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objective Allgemeinheit erhielt. So, wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attica alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und
erfand

erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freye Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunkt aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der Kunst alle höhern Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband, wo die Grazien der Ueberredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst, den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzen. So erwuchs auch auf diesem classischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thukydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel, so entsagt auch die attische Geschichte dem freyen episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergözung des Augenblicks, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölk, und die mannichfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt,

strahlt, so gleicht das attische Drama und die Geschichte einem mächtigen Strom, der in festen Ufern still hinabzieht, jeden Widerstand kräftig besiegt, nirgends abschweift von seinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und sich endlich nach einem langen und ernsten Lauf mit dem Weltmeer vermischt. So wie nun in den frühern Epochen, so trachtet auch in diesem Zeitraum der höchsten Vollendung die Kunst nach einer innigen Harmonie der äußern Form mit dem innern Wesen. Die attische Mundart vereinigte in sich alle Vorzüge der andern Dialecte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre jonische Schwester vermeidet sie ihre lockern Verbindungen; und theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne seine Härte und Rauigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich frisch, reich und volltönend, zart und schlank, gleich gestimmt zu Ernst und Scherz, schmiegt sie jeder Form sich an, und vermählt sich mit gleicher Liebe der Poesie und Beredsamkeit. Wie das attische Drama der höchste Gipfel der alten Dichtkunst ist, so ist der Atticismus die Blüthe der hellenischen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerem Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunst werden, und es so lange bleiben, als man die Vollendung der Kunst erkannte. Aber die Lyrik blieb auch mit-

ten

ten in Attika dorisch, so daß selbst in dem Iyrischen Theil des attischen Drama der Dorismus vorherrschend ist. So blieb auch das Epos jonisch, und die Elegie, die den Character der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So ist es also geschehen, daß sich die verschiedenen Mundarten der griechischen Sprache, so weit es ihre Natur verstattete, zur classischen Vortreflichkeit ausbildeten, und mehrere neben einander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, selbst bis über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus, blühen konnten. Keines von beiden war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neuste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehn. Formen, welche einmal glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bey, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverlethlicher stand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der sich in dem hier erklärten Phänomen, so wie in allen Theilen der hellenischen Kunst so wundervoll kund thut, ist eine der herrlichen Eigenschaften, durch die sich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret sich, wenn irgendwo, die höchste Blüthe des Geschmacks, der selbst wiederum die reinste Blüthe der Humanität ist. Diese zu pflücken, mit ihrem Saamen unsern Geist zu befruchten, ist uns der Garten der hellenischen Musen geöffnet. Keine andre Nation bietet ein ähnliches Beispiel der Vollendung in so mannichfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die deutsche nicht, die wohl in andern Bedingungen zur Kunst am ersten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber sie ermangelt der natürlichen Entwicklung, die den Griechen zu Theil ward; und statt alle ihre Kraft auf die Pflege des edeln Naturgewächses zu wenden, erschöpft sie den größten Theil derselben um das Fremdartige abzuwehren, das sich ihr immer von neuem an bilden will. Nichts kann daher, bey übriger Aehnlichkeit, einen stärkern Contrast bilden, als der feste Gang der hellenischen, und der schwankende der deutschen Kunst; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, diese hingegen jeden Augenblick durch

durch irgend eine zufällige Annäherung in ihrem Laufe gestört wird. Darum ist es bis jetzt unmöglich gewesen, daß sich in Deutschland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine sichere Weise entwickle; und es ist unsern, in einer engeren Sphäre gebildeten Nachbarn nicht gerade zu verargen, wenn sie uns der Barbaren noch nicht ganz entwachsen glauben.

Wenn es aber je einen Zeitpunkt gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmals getäuschten Wunsch erfüllt zu sehn, daß der Wissenschaft und Kunst ein sicheres Reich in Deutschland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und ohne willkührliche Beschränkung befestigt werde, so ist es der gegenwärtige. Die kräftige Bewegung, die das geistige Gebiet der Wissenschaften in dem ganzen Umfange seiner Grenzen erschüttert; die gegenseitige Anziehung ihrer verschiedenartigen, sonst so getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Besten nach einem Höhern; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunst — dieses und andres läßt eine schöne Blüthe der Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzufügen, daß die mannichfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elasticität, statt sie zu schwächen, vermehrt, und sie angefeuert hat, indem sie sich um das flammende Panier ihrer Sprache
fester

feſter zuſammenschließt, in dem Gebiete der geiſtigen Welt die Vorbeern zu erobern, die ihr im Kampf um irdiſchen Beſiß entriſſen worden. In dieſem Zeitpunkt öffnet ein weiſer und geliebter König den ſcheuen Muſen ein Aſyl in ſeinem Königreich; und ſelbſt ein deutſcher Mann in dem tieſten und weitesten Sinne des Worts, ladet er deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt in den Schatten ſeines Thrones ein, damit ſie hier ihr frohes und genußreiches Geſchäft in ungeſtörter Sicherheit und ſtillem Frieden vollbringen möge. Hier alſo oder nirgends kann ſich ein neues Griechenland bilden; und wenn einſt die Geſchichte die Vollendung deutſcher Art und Kunſt feyert, wird ſie mit freudigem Entzücken den vielgeliebten Rahmen des Königes feyern, auf deſſen erhabenes Haupt wir heute, mit ſeinem begeiſterten Volk, alle Segnungen, die den Monarchen, den Gemahl und den Vater beglücken können, von dem Throne des Höchſten erſtehen.

München, gedruckt bey Franz Storno.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München